

B.S. RUTEL

S A U E R B I E R

Der Tod liegt in der Familie.

Kriminalroman

Sauerbier (*Begriffserklärung*)

Beim Sauerbier handelt es sich um eine Biergattung
mit einem absichtlich herben Geschmack.

Allgemein gilt, dass die Säure gewollt und nicht die Folge eines Braufehlers ist.
Ein umgekipptes, altes Helles kann also nicht als Sauerbier bezeichnet werden.

Sauerbier ist eine Brautechnik.

Quelle www.craftbeer-revolution.de

Im Roman ist *Sauerbier* der Familienname,
den die Besitzer der gleichnamigen Privatbrauerei tragen.

Personenregister

Die Brauereibesitzerfamilie Sauerbier

Korbinian, der Bräu
Lieselotte, seine Frau
Melchior, Sohn und Erbe
Konstanze und Konstantin, das Zwillingsspaar

Weitere Personen

Horst von Glauberstein, SS-Standartenführer
Mira Rossteufel, Köchin
Aniela Veselà, Hausmädchen
Heribert Prechtel, Hauptkommissar i.R., Mauern
Krystof und Tanja, Zeman Immobilien, Liechtenstein

Die Familie von Waldenbruck

Amadeus, Privater Ermittler und Journalist
Amelie, seine Mutter
Ludwig, sein Bruder, Privatier
Enno, Sohn und Gutsverwalter

Über das Buch

Am 29. April 1945 gerät Melchior Sauerbier, Sohn und Erbe der gleichnamigen Privatbrauerei im fiktiven Hopfingen in der Hallertau, in das Chaos der Stalag-Befreiung in Moosburg. Wir verfolgen sein Schicksal bis zu seinem mysteriösen Verschwinden, das den Niedergang der Brauerei besiegelt.

Lebt Melchior noch? Welche Rolle spielen seine Geschwister, die Zwillinge Konstanze und Konstantin, die sich in inniger Liebe zugetan sind? Warum will ihn sein Bruder unbedingt finden?

Kann Ermittler Amadeus von Waldenbruck die Geheimnisse lüften, die sich um die einst blühende Brauerei ranken, die auf einem der sanften Hügel zwischen Sixthaselbach, Schweinersdorf und Scheckenhofen thront.

Prolog

»Psst ... Melchior, leise«, flüstert Mutter Lieselotte. »Die Großmama sie stirbt.«

Der Bub geht auf Zehenspitzen um das große Bett herum, das mit seinen vier gedrechselten Pfosten und dem weißen Baldachin das Schlafzimmer fast ausfüllt. Er ist gekommen, um der Mutter zu sagen, dass die Mira den Kaffee fertig hat und Lieselotte in die Küche kommen soll, bevor sie zusammenbricht. Die Lieselotte, nicht die Küche.

Heute ist der 29. April 1945. Ende Mai wird Melchior zehn Jahre alt. Ein endloser Monat noch. Der große, kräftige Junge will alles, bloß kein Kind mehr sein. Hin- und hergerissen zwischen Furcht und Neugier wirft er einen Blick auf die Sterbende. Ganz durchsichtig sieht sie aus. Mit hohlen Wangen und einer Haut, weiß wie ein Gespenst. Die eisgrauen Haare schweben wie Spinnweben um den kleinen Kopf. Die Mutter will ihr einen feuchten Umschlag auf die Stirn legen, aber die Alte schlägt nach ihrer Hand.

»Tu's weg«, krächzt sie, »hol den Pfarrer!«

Lieselotte wendet sich zu ihrem Sohn:

»Melchior, schnell, lauf nach Sixthaselbach und hol den Pfarrer Anselm.«

Mit letzter Kraft erhebt sich Rosa Maria Sauerbier, Brauereibesitzersgattin zu Hopfingen in der Hallertau, aus den aufgetürmten Damastkissen und reißt die Augen auf:

»Nicht den! Ich will den Alois vom Münster«, krächzt sie und sinkt, ermattet von der Anstrengung, zurück in ihre Kissen.

Lieselotte runzelt verärgert die Stirn.

»Wie sollen wir das denn anstellen? Da muss einer nach Moosburg. Es ist Krieg!«

Und etwas lauter, damit es die Großmutter auch wirklich hört:

»Krieg! Da wird geschossen! Es ist alles verloren.«

Rosa Maria vernimmt die Worte; allein, den Sinn begreift sie nicht.

Lieselotte, die sich zur Abgrenzung von der schnöden Brauerfamilie Sauerbier-Kolbe nennt, schnieft in ihr Spitzentaschentuch. Diese Schwiegermutter muss sie noch auf dem Sterbebett zur Verzweiflung bringen. Die dunkelblauen Stores mit den Goldstickereien sind so weit zugezogen, wie es eben geht. Auf Zehenspitzen geht sie zu dem Ohrensessel, der im Halbdunkel am Fenster steht. Korbinian war die ganze Nacht wach. Der kantige Kopf ist ihm auf die breite Brust gesunken. Sein Atem wird hin und wieder von einem leisen Schnarchen unterbrochen. Nein, sie wird ihn nicht aus dem Schlaf reißen.

Melchior steht noch immer am Bett der Großmutter. Ihm ist ganz heiß vor Aufregung. Er weiß nicht, was er tun soll. Am liebsten würde er zurück in die Küche gehen, wo eine warme Milch und ein Butterbrot auf ihn warten. Aber, wenn die Oma jetzt stirbt ohne die Sakramente, dann kommt sie nicht in den Himmel. Das hatte er im Kommuniionsunterricht gelernt. Das Kind schaut zum Vater, der in seinem Sessel schlummert. Er kann ihm nicht helfen.

Melchior fasst einen verheerenden Entschluss.

Er hört nicht mehr, wie seine Mutter ihm hinterherruft, »Bub, bleib da, sie ist tot!«

Der Bub saust auf dem alten Damenfahrrad seiner Oma den Hügel hinunter Richtung Moosburg. Merkwürdig, die schmalen Landstraßen sind wie leergefegt, dabei ist bald Mittag.

Normalerweise gehen die Leute am Sonntag zur Zwölf-Uhr-Messe. Da hört er weit entfernt ein bedrohliches Brummen, das schnell näherkommt. Es ist eine Panzerkolonne, aber es sind nicht die deutschen Soldaten, die er kennt. Vor Schreck fällt er vom Rad und landet im Straßengraben.

Die vorrückenden Amerikaner beachten ihn nicht. Ihr Ziel ist das Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlager VII A, kurz Stalag genannt, im Norden von Moosburg. In sechs Jahren hatte sich das Lager bis zum Bersten mit Soldaten und Offizieren aller mit Deutschland kriegführenden Nationen gefüllt.

Melchior muss das Kastulus Münster erreichen, das mitten in Moosburg thront. Als die Kolonne vorbeigebrummt ist, schwingt er sich mit weichen Knien wieder auf sein Rad. Die ersten Häuser der Stadt tauchen auf. Es ist still. Wie graue Schatten huschen Männer und Frauen durch die Gassen. Er ertappt einen älteren Mann dabei, wie er sich vorsichtig nach allen Seiten umschaut. Schnell kippt er eine Zigarrensachtel voller Parteiabzeichen über einem Gully aus und rennt in einen Hauseingang. Melchior kennt ihn. Es ist Hilmar Neidinger, der im Bürgersaal immer so laut gesprochen hat, dass einem die Ohren weh taten.

Das Kind ist irritiert. Es biegt falsch ab und radelt Richtung Amper statt hinauf zum Münster. Da geschieht es.

Unvermittelt und ohne Vorwarnung: Ein Schrei bricht los wie ein Orkan.

Es ist ein ohrenbetäubender, grausamer Schrei aus 70.000 wunden, ausgedörrten Kehlen. Ein Schrei der Freude und des Schmerzes. Ein Schrei, wie ihn die Seefahrer ausstießen, die nach Monaten auf hoher See endlich Land sahen. 70.000 ausgezehnte, zerschundene Köper und gemartete Seelen erstürmen sich ihren Weg in die Freiheit.

Die erste Welle der befreiten Gefangenen erreicht die Straßen der Innenstadt. Graue Gesichter. Hohlwangig, unrasiert und umweht von üblen Ausdünstungen. Der Gestank von Kot, Urin und altem Schweiß liegt in der Luft. Sie stolpern. Sie lachen. Sie wüten. Sie drehen sich wie aufgezogen um die eigene Achse. Die ersten Schaufensterscheiben bersten krachend unter dem Gejohle der Befreiten.

Melchior wird vom Rad gestoßen und landet auf dem Kopfsteinpflaster. Seine Knie sind aufgeschürft. Tränen laufen ihm über die Wangen. Da packt ihn eine Männerhand am Kragen und zerrt ihn in die Buchhandlung.

»Versteck dich! Kriech unter den Büchertisch!«

Das Kind gehorcht. Mucksmäuschenstill verharrt es unter dem roten Tuch, das bis zum Boden reicht. Wie lange wird das dauern? Melchior atmet tief ein. Er versucht, sich zu beruhigen. Da passiert es: Die Glastür wird aufgestoßen und zerbricht in tausend Scherben. Stimmengewirr. Die sprechen eine Art englisch. Das kennt er von seiner Mutter. Sie unterrichtet ihn in dieser Sprache. Heimlich zuhause.

Eine schwarze Hand greift das Tuch und hebt es hoch. Starr vor Angst schaut das Kind in ein kaffeebraunes Gesicht mit zwei kugelrunden Augen und blitzend weißen Zähnen wie Perlen. »Caspar«, schießt es Melchior durch den Kopf. Den kennt er von den Heiligen Drei Königen. Vor dem muss er sich nicht fürchten. Oder doch?

»Hey, come out!«, sagt der lachende König und hilft ihm auf die zitternden Beinchen, die aus seiner zu kurzen Hose schauen.

Der Neunjährige wird von den Amerikanern ins Elternhaus zurückgebracht.

Er ist traumatisiert. Wenn es laut wird – egal ob durch Maschinenlärm, Motoren oder Stimmen – hält er sich die Ohren zu und rennt weg, um sich zu verstecken. Findet man ihn, ist er schweißgebadet, mit angstverzerrtem Gesicht und kann nur mit vereinten Kräften wieder ans Tageslicht gezerrt werden.

1. Kapitel

Das Gelände der 1794 gegründeten Privatbrauerei Sauerbier hat im Laufe der Jahrzehnte einen der ausladenden Hügel zwischen Sixthaselbach, Schweinersdorf und Scheckenhofen erobert. Die Anlage ist großzügig dimensioniert. Es gibt ein imposantes Sudhaus, ein pompöses Privathaus und eine Kapelle mit einem Friedhof für den Eigenbedarf.

Der Krieg hat es nicht geschafft, die Anhöhe einzunehmen.

Im Bayerischen nennt man die Brauereibesitzer kurz ›Bräu‹ und presst sie in ein Klischee, dem sie nicht immer entsprechen. Korbinian Sauerbier hat Glück. Er ist ein Bräu wie aus dem Bilderbuch: Ein Riese mit dichtem dunklem Haar, das ihm in die breite Stirn fällt, einem mächtigen, schwarzen Schnurrbart, breiten Schultern und Armen so stark wie die Äste der Kastanien, die man über den Kühlkellern gepflanzt hat, damit sie mit ihrem Blätterdach die Sommerhitze fernhalten.

Ob Nationalsozialisten oder amerikanische Besatzungsmacht: Korbinian geht unbehelligt seinem Handwerk nach. Unabhängig von Weltanschauung, Stand und Rasse versorgt er die Menschen mit einem schäumenden hefewürzigen Obergärigen, das weit und breit seinesgleichen sucht. Die Mehrzahl der bayerischen Brauereien stellt zu dieser Zeit nur die untergärigen hellen oder dunklen Biere her. Im Rheinland wird dagegen fast ausschließlich Obergäriges wie das helle Kölsch und das dunkle Altbier gebraut.

Während die verstorbene Großmutter Rosa Maria im Kühlkeller auf Eis gebettet viel zu lange auf den Stadtpfarrer von St. Kastulus warten musste, versucht Mutter Lieselotte, zusammen mit Köchin Mira, einer Kriegswaise, die Verpflegung der Familie zu sichern. Es gibt ein Dutzend Hühner auf dem Gelände und die Bauern in der Umgebung sind großzügig: Kartoffeln, Gemüse und Obst werden reichlich angeliefert. Das Tauschobjekt ›Bier‹ ist begehrt. Auch bei den amerikanischen Besatzern, die man dafür liebt, dass sie dem kleinen Melchior das Leben gerettet haben.

Dem Kind gelingt es nicht, sein Trauma zu überwinden. Melchior hat Alpträume. Er wacht schreiend auf, hält sich dabei die Ohren zu und versteckt sich unterm Bett. Die Eltern beschließen, einen Arzt aufzusuchen. Mutter Lieselotte Sauerbier-Kolbe packt einen Schinken und eine Salami in ihre Reisetasche, um mit ihrem Sohn einen berühmten Psychiater aus der Schule Sigmund Freuds zu konsultieren. Der Mann mit Praxis in einem Gewölbekeller in München-Neuhausen, empfindet die Bezahlung als angemessen und empfiehlt eine Desensibilisierung. Täglich um die gleiche Zeit wird Melchior irgendeiner Art von Lärm ausgesetzt. Erst schwach, dann langsam lauter werdend. Die Ausführung der Behandlung wird der Wirtschaftlerin Mira übertragen, die sich über die Abwechslung im Küchenalltag freut. Die Siebzehnjährige verfügt über genügend Utensilien, um einen Höllenlärm zu erzeugen. Sie hat eine energische Stimme und liebt den Kleinen über alles.

Nach zehn Wochen ist Melchior süchtig nach Lärm und Geschrei.

Vater Korbinian verbringt, unterbrochen von kurzen Essenspausen und wenigen Stunden Schlaf, Tag und Nacht in der Brauerei. Der studierte Braumeister sorgt, zusammen mit seinem Gehilfen Edelbert Rummel, für einen einträglichen Hektoliter-Ausstoß. Sein Ziel: Das Vorkriegsniveau erreichen. Das ist er seinem Vater Vitus schuldig, der 1933 von einem

Schlaganfall dahingerafft wurde. So blieb er vom ›Tausendjährigen Reich‹ verschont. Er vertraute den Familienbesitz Korbinian an, obwohl er der jüngere Sohn war. Sein Bruder Quirin wanderte, finanziell gut ausgestattet, nach Amerika aus. Im Nachhinein betrachtet sein Glück.

Bald wird Korbinian sein Ziel, den Ausstoß auf den Stand der Vorkriegszeit anzuheben, um ein Vielfaches übertreffen. Die Leute haben einen Mordsdurst.

2. Kapitel

»Geschwindigkeit runter«, befiehlt Horst von Glauberstein zu Eulenburg seinem Fahrer. Der Mann kann die Straße im Starkregen nur erahnen.

Fünf Nächte hat die Fahrt von Berlin in die Hallertau gedauert. Immer den Russen im Nacken und das Geschützfeuer der Alliierten, das sich von Westen nähert, in den Ohren. Der viertürige Ford, Modell A mit Berliner Diplomaten-Nummer, tastet sich im Schritttempo über die schmalen Landstraßen der Hallertau.

»Verdammt, das müsste doch jetzt auftauchen. Das Ding ist riesig. Torbogen, Sudhaus, Haupthaus.«

»Da is wat, Herr Standartenführer, da drüben hinter den Birken.« Knut Kluck aus Brandenburg hat die besseren Augen. »Privatbrauerei Sauerbier steht da über dat Tor.«

Horst atmet auf: »Wir sind da! Wir haben's geschafft.«

Sie schalten den Motor ab, löschen die Scheinwerfer und lassen die Ford-Limousine geräuschlos auf den gepflasterten Brauhof rollen.

»Und jetzt?«, fragt Hennes Tütken, der auf dem Rücksitz geschlafen hatte. Er hat keinen Führerschein, aber Muskeln wie Herkules, deshalb hat ihn Horst von Glauberstein auf die Flucht mitgenommen. »Wie spät is eigentlich?«, will Hennes wissen.

»Drei Uhr morgens. Wir sollten warten, bis es hell wird«, meint der agile SS-Standartenführer und hechtet aus dem Fahrzeug. »Ich suche uns einen Unterstand für den Wagen.«

Er rennt hektisch auf dem Hof herum und versucht, in der wolkenverhangenen Aprilnacht etwas zu erkennen:

»Fahr zwischen die beiden Schuppen da hinten«, befiehlt er.

»Jawoll, Herr Standartenführer!« Knut ist froh, das Steuer nach sechs Stunden Fahrt loslassen zu dürfen. Der Vorgesetzte, vergleichbar mit dem Rang eines Oberst der Wehrmacht, hat ihnen ein warmes Bett, und Essen und Trinken so viel wie reingeht versprochen. Der Brauereibesitzer ist sein Schwager.

Vier Uhr. Der Regen hat aufgehört, und der Morgen graut. Es rührt sich nichts auf dem Gelände. Haupthaus und Sudhaus sind wie ausgestorben. Horst von Glauberstein beschließt, zu warten. Die Männer drehen öfter mal eine Runde zu Fuß, um die Steifheit aus den Gliedern zu kriegen und sich aufzuwärmen. Es regnet nicht mehr, aber die Kälte des langen Winters will nicht weichen. Sie freuen sich, dass sie unbehelligt halb Deutschland durchquert haben. Der Wagen des amerikanischen Botschafters, den Knut im Auftrag des Standartenführers »requiriert« hat, wurde salutierend durch die feindlichen Linien gewunken.

Gegen fünf Uhr bemerkt Horst einen Lichtschein im Souterrain. Er schlägt sachte mit dem Messingklöppel an die dicke Eichentür. Beim fünften Mal meldet sich eine Mädchenstimme:

»Wer ist da, bitte?«

»Horst von Glauberstein zu Eulenburg, ich bin der Schwager!«, ertönt seine militärisch schnarrende Stimme, die das Mädchen dazu veranlasst, das Portal lieber geschlossen zu halten.

»Ich hol den Bräu«, ist die Antwort. Ihre Schritte entfernen sich.

Nach endlosen Minuten wird die Tür geöffnet und Korbinian steht im dicken dunkelroten Morgenmantel mit einer Kerze in der Hand vor den ungebetenen Gästen.

»Schnell, rein mit euch!«

Der Bräu verzieht das Gesicht, als er die drei Gestalten sieht, die sorgfältig alle Tressen und sonstigen Erkennungszeichen von ihren schwarzen Uniform-Mänteln entfernt haben. Horst ist der Mann von Gloria, der Schwester seiner Frau. Die Kunstprofessorin und Regime-Kritikerin ist vor acht Jahren aus dieser Ehe und vor den Nazis geflohen. Wohin weiß niemand. Nicht einmal ihre Schwester Lieselotte, mit der sie sich nie gut verstanden hat. Was waren die Schwiegereltern stolz auf den Adligen, der bei den Nationalsozialisten rasch aufstieg.

Korbinian konnte mit seinem Meter neunzig zwar auf den Herrn SS-Standartenführer runterschauen, aber er war halt nur ein Braumeister. Zwar reich und mit Besitz gesegnet, aber der alte Adel wog schwerer. Jetzt steht der von der Familie hochverehrte Schwager geschrumpft und grau im Gesicht vor ihm, dem Mann aus dem Volk, und bittet um eine Scheibe trocken Brot. Die Nazi-Größe ist unten angekommen. Fast hat er Mitleid mit ihm.

»Können wir uns ein, zwei Tage bei euch ausruhen, Korbinian? Die Fahrt von Berlin war ganz schön anstrengend. Also, ich meine, wenn es irgendwie geht, bitte. Strohsack zum Schlafen reicht.«

»Ein Wunder, dass ihr das überhaupt geschafft habt, durch die feindlichen Linien.«

»Nur Landstraßen und bei Nacht. Der Regen war ein Segen. Das Auto gehört dem amerikanischen Botschafter. Wir haben es geliehen. Du findest sicher ein Versteck.«

Korbinian grinst über so viel Chuzpe. Das Wort ist jiddisch und bedeutet Dreistigkeit. Im Nazi-Deutschland war es aus dem Wörterbuch gestrichen worden.

»Kommt runter in die Küche. Da haben wir Licht und ein Feuerchen zum Aufwärmen!«

Im Souterrain angekommen, schaut sich Korbinian die drei Männer genauer an. Die beiden Soldaten sind höchstens zwanzig. Mit ihrem struppigen Blondhaar und den hungrigen Augen erinnern sie an streunende Hunde. Er fragt sich, ob die freiwillig dabei waren.

»Das sind Knut und Hennes, zwei Nordlichter«, stellt Horst seine Begleiter vor.

»Los setzt euch hin!«, sagt Korbinian und zeigt auf die Hocker, die um den großen Holztisch stehen. »Erstmal Kaffee und ein Stück Brot«, sagt er. Und an die jungen Männer gewandt: »Das mit dem Bier hat Zeit!«

Die Besucher sinken auf die Küchenstühle. Mira mit den fliegenden kastanienbraunen Zöpfen, den roten Wangen und den eng zusammenstehenden dunklen Augen ist eine gut entwickelte siebzehnjährige und eine flinke Küchenhilfe. Knut und Hennes starren das vollbusige Mädchen mit leuchtenden Augen an. Im Augenblick ist sie die gute Fee aus dem Märchen, die ihnen alle Wünsche erfüllt. Bevor Mira die Butter und den Speck auf den Tisch stellt, wechselt sie einen kurzen Blick mit ihrem Dienstherrn. Er nickt. Der Duft des Malzkaffees weckt die Geister. Die Erstarrung löst sich und sie trauen sich, kräftig zuzulangen. Mira versenkt ihr jungfräuliches Augenpaar in Knuts bewundernde Blicke. Das Mädchen ist bereit, und der Junge hat Hunger wie ein räudiger Wolf.

»Ich hab da was im Wagen, das würde ich gern hierlassen«, sagt Horst mit flackernden Lidern. »Ich hol das auch wieder ab. Später, wenn alles vorbei ist.«

Korbinian stellt keine Fragen. Er nickt nur.

Die beiden Soldaten und der SS-Offizier bringen ihre Uniformen auf den Dachboden. Der Bräu wird sie bei erstbestener Gelegenheit verbrennen. Der Wagen wird in einem Schuppen unter Reisig versteckt. Die Soldaten bringen zwei kleine, aber schwere Holzkisten in den Weinkeller des Hauses. Hier lagert Korbinian 350 Flaschen vorwiegend französische Rotweine. Eine Kapitalanlage behauptet er. Aber eine von der abnehmenden Sorte.

Nach fünf Tagen ist die Farbe in die Gesichter der Männer zurückgekehrt. Sie sind fit genug, um die Weiterreise anzutreten. Zu Fuß, gekleidet wie Erntehelfer, marschieren sie Richtung Norden. Zur Tarnung schultert jeder eine Hacke. Die beiden Soldaten haben ihre Papiere nicht weggeworfen. Sie meinen, sie hätten sich nichts zu Schulden kommen lassen. Horst von Glauberstein zu Eulenburg dagegen hat seine Ausweispapiere vernichtet. Unter dem abgewetzten grauen Lodenmantel, den Lieselotte notdürftig gekürzt hat, versteckt er etwas, das er unbedingt behalten will.

In diesen Zeiten weiß man nie, was passiert.